

Verband Ehemaliger Leibnizer



1909



2009

MITTEILUNGEN

138. Heft – Juni 2012

Bitte beachten:

Sommertreff mit Familien

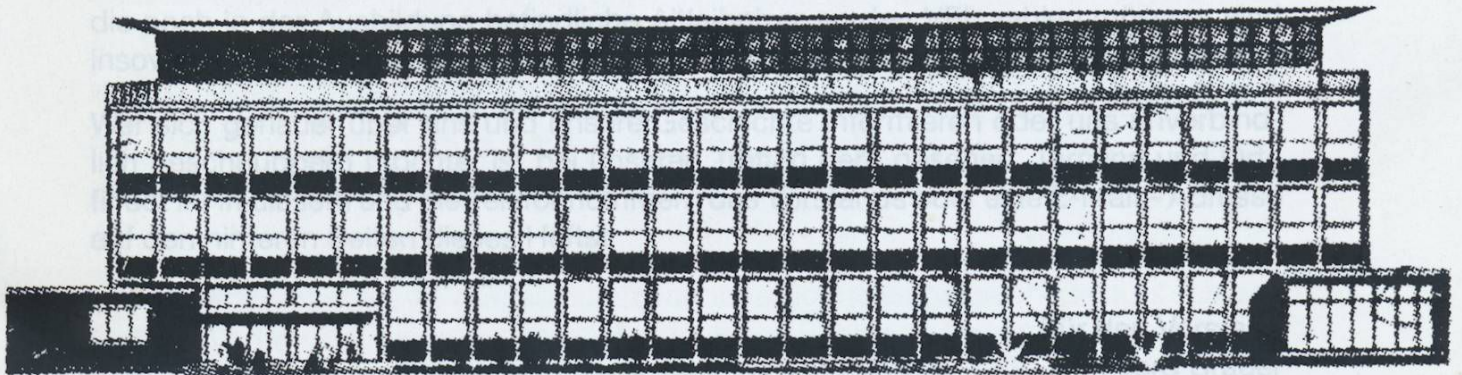
am 26. Juli 2012 um 19.00 Uhr

im Restaurant „Vier Jahreszeiten“, Döhrener Turm

Mitgliederversammlung am

27. Dezember 2012 um 19.00 Uhr

im Loccumer Hof, Kurt-Schumacher-Str. 14/16



Zwei harte Jahre in der Leibnizschule 1947-1949

Von 1939 bis 1947 besuche ich die Knaben-Mittelschule III auf dem Lindener Berg mit dem Abschluss der Mittleren Reife.

Ich komme aus einer gutbürgerlichen Familie. Mein Berufswunsch geht in Richtung „Eisenbahn“. Sicherer Beamtenstand. Großvater, Vater, Onkel, Bruder waren oder sind bei der Deutschen Reichsbahn. Doch die „Mittlere“ Laufbahn zum Inspektor ist überfüllt, Breslau, Magdeburg, Stettin, alle Flüchtlinge aus dem Osten müssen untergebracht werden. Und wenn dieser Ausbildungsbereich wieder geöffnet wird, sicherlich nur mit Abitur. Also: Weitermachen.

Viele andere aus unserem Abgangsjahrgang denken das auch. Unser Erdkundelehrer „Egon“ Evermann ist von seiner Ausbildungszeit her noch ziemlich firm in Latein. So treffen sich etwa zwanzig Lernwillige aus den drei Parallelklassen bei ihm im Schichtunterricht entweder mittags nach dem Hauptunterricht oder vor dem Hauptunterricht am Nachmittag, um Latein zu büffeln und vier Jahre Latein nachzuholen. Mit einem anderen Lehrer, „Bombe“ Schurmann, pauken Heini Hoppe, Horst Hagemann, Friedrich-Wilhelm Hapke und ich zusätzlich bei mir oder in der „guten Stube“ meiner Tante Erna im Kötnerholweg Mathe, Physik und Chemie. Ich bin nie wieder in meinem Leben geistig so auf Trab wie in dieser Zeit.

Dann melden sich Horst Hagemann, Heinrich Hoppe und ich beim Direktor der Humboldt-Schule, Herrn Oberstudienrat Dr. True, in der Beethovenstraße auf dem Lindener Berg. Er muss uns bedauernd absagen, weil bereits zu viele Neuanmeldungen vorliegen. Er gibt uns jedoch den Tipp, es doch mal auf dem Flur gegenüber im Sekretariat bei der Leibnizschule zu versuchen, die ausgebombt war und derzeit als Gast im Gebäude der Humboldt-Schule hospitiert. Frau Müller vom dortigen Sekretariat sieht sich unsere Zeugnisse an, ist von den (mittelprächtigen) Zensuren angetan und nimmt uns für die Leibnizschule auf. Ein halbes Jahr auf Probe, dann Entscheidung übers Weitermachen. Nach einem halben Jahr weiß jedoch niemand von unserem Vorbehalt des Probeunterrichts. Wir sind voll in die Klasse integriert.

Wie sich herausstellt, haben wir ein unverschämtes Glück gehabt. Die meisten der anderen Aspiranten für die Humboldt-Schule fallen bereits bei der ersten Aufnahmeprüfung für den laufenden Klassenjahrgang durch. Einige geben gleich auf, andere versuchen noch eine Aufnahmeprüfung für eine Klasse tiefer, die auch vielen nicht glückt. Wir Glückspilze brauchen für die Leibnizschule überhaupt keine Prüfung abzulegen und können gleich im laufenden Klassenjahrgang weitermachen.

Da wegen Kohleferien noch kein Unterricht stattfindet, sollen wir jeweils am Donnerstag Hausaufgaben abholen, um damit zu sehen, wie der Klassenstand aussieht. Dabei dürfen wir auch an der Schulspeisung teilnehmen, die auch 1947 immer noch eine willkommene Bereicherung unseres Verpflegungssatzes darstellt. Das Schülerpotential der vereinigten Herschel- und Leibnizschule ist größtenteils im Ostteil Hannovers beheimatet, wo sich ihre ausgebombten Schulen befanden. Darum verzichten einige Schüler darauf, den langen Weg von Bothfeld bis zum Lindener Berg auf sich zu nehmen, nur um ein Kochgeschirr voll Erbsensuppe abzuholen. Lediglich donnerstags

nehmen sie ihr Essen mit, wenn sie die neuen Hausarbeitsaufgaben in Empfang nehmen. Ich trabe jedoch an den anderen Tagen mit einem großen Marmeladeneimer aus dem Laden meiner Tante Erna zur Beethovenstraße und trage ihn gefüllt wieder nach Hause. Es reicht als Mittagessen für eine mehrköpfige Familie sowie für die Nachbarn. Die Schule erhält immer Essen entsprechend der Sollstärke der Klassen.

Als es wärmer wird, kann auch wieder Unterricht in der Schule erteilt werden. Wie schon in der Mittelschule gibt es wieder Schichtunterricht, jetzt im Wechsel mit den Schülern der Humboldt-Schule.

Lernen gibt es nicht umsonst. Abgesehen von der eigenen Anstrengung muss gelöhnt werden. Während in der Mittelschule 140,- Mark pro Jahr an Schulgeld entrichtet werden mussten, sind es nun hier in der Leibnizschule sogar 240,- Mark. Nach der Währungsreform 1948 ist das oft viel, viel Geld für Normalverdiener. Später, im Jahr 2003, lasse ich im Stadtarchiv der Stadt Hannover drei Seiten einer Schulgeldliste von 1948 kopieren. Es ist gleichzeitig eine aktuelle Klassenliste:

Blumhof, Gerhard , Bohne, Horst, Dammann, Wolfgang,
Fach, Wilfried, Fulda, Hermann, Gast, Kurt,
Hagemann, Horst, Hamerak, Kurt, Harter, Klaus-Wilhelm,
Hoppe, Heinrich, Huelke, Gerhard, Hurlebusch, Klaus-G.,
Kleineböse, Franz, Klute, Wilfried, Knörr, Wolfgang,
Langenthal, Günter, Maier, Werner, Meyer, Kurt,
Müller, Wolfgang, Pfausch, Ekkehard, Pralle, Gerhard,
Rehberg, Dieter, Schellmann, Werner, Schrader, Helmut,
Staffehl, Hans-Joachim, Strote, Klaus, Temme, Alfred,
Tesch, Siegfried, Thomson, Olaf, Webermeier, Horst,
Schultz, Jürgen, Listemann, Conrad, Fulda, Hans-Christian,
Moritz, Hans-Gerhard, Schutz, Eckhard, Venema, Hans-Bruno,
Kaus, Ernst, Rühling, Hans-Günther, Suhr, Rüdiger, Timpe, Hans.

Von den Letztgenannten sind dann allerdings einige wenige nicht mehr zum Unterricht erschienen, weil sie offensichtlich als Sitzengebliebene die Schule verlassen haben. So sagen mir Namen wie Moritz und Rühling und Suhr nichts mehr. – Wer neu in die Schule kam, musste eine zusätzliche Aufnahmegebühr von 60,- Mark entrichten, also im ersten Schuljahr 300,- Mark auf den Tisch legen.

Wie beschwerlich der Schulbesuch oft ist, möge hier als – allerdings extremes - Beispiel dienen: Hans-Joachim/Jochen Staffehl hat nach langen Irrfahrten von seiner Heimat Bromberg nach dem Krieg eine Bleibe in Harber gefunden. Das liegt knapp fünf Kilometer südlich von Haimar bei Sehnde. Er muss früh gegen 5.30 Uhr zu Fuß nach Haimar marschieren, im Winter mit unzureichendem Schuhwerk. Dort trifft er seinen Klassenkameraden Gerhard Pralle, mit dem zusammen Jochen einen Linienbus bis Sehnde benutzen kann. Die Bushaltestelle liegt direkt vor Gerhards Wohnhaus. Als Gerhard einmal verschlafen und sich verspätet hat, erreicht dieser mit einem Sprung aus dem Fenster gerade noch seinen Bus. Die beiden fahren nun mit dem Bus bis Sehnde, wo sie in die Straßenbahnlinie 15 umsteigen können, die sie bis zum Goetheplatz in Hannover bringt. Von dort sind es noch einmal etwa fünfzehn Minuten zu Fuß bis zu unserem Schulgebäude in der Beethovenstraße. Da die Bahn nur im Abstand

von 1½ Stunden verkehrt, entsteht nach Schulschluss am Mittag eine Wartezeit von gut einer Stunde, ehe die Straßenbahn wieder zurück nach Sehnde fährt. Dann, wie gehabt, Bus bis Haimar und für Jochen anschließender Fußmarsch nach Harber. So verschlingen Hin- und Rückweg mehr Stunden, als die eigentliche Schulzeit ausmacht. Weiter durch unzureichende Ernährung geschwächt, ist die geistige Aufnahmebereitschaft in der Schule so ziemlich am Boden. Auch bleibt zu Hause ja kaum noch Zeit zur Erledigung der gestellten Hausaufgaben. Klaus Harter kommt jeden Tag aus Nienburg mit dem Zug nach Hannover zur Schule, Heinrich Hoppe mit dem Bus oder Fahrrad von Harenberg bei Seelze. Wenn wir abendliche Veranstaltungen in Hannover besuchen, bleibt Heinrich/Heini über Nacht bei uns in der Fröbelstraße. Das gilt auch für seine Schwester Irmgard/Irmchen.

In Deutsch und Englisch haben wir Ex-Mittelschüler gute Vorkenntnisse von der Mittelschule her. Es gibt hier keine Probleme. Französisch, das wir jahrelang in der Mittelschule hatten, wird leider nicht unterrichtet. Dafür fällt das für uns neue Latein schwer, vor allem die ungewohnte Grammatik. Damit mir keine Faulheit vorgeworfen werden kann, pauke ich zumindest fleißig Vokabeln.

Wir drei überlegen: Wenn wir sitzen bleiben sollten, sind eigentlich noch viele andere vor uns dran. Wir Nachzügler fühlen uns sicher. Wir sind ja auch fleißig. Dann kommt das letzte Schuljahr vor dem Abitur. Tatsächlich bleiben alle von uns ins Kalkül gezogenen schwachen Kandidaten sitzen, und die Hälfte der Klasse darf noch eine Ehrenrunde drehen. Es sind ja auch noch etliche dabei, die bereits Soldat oder im Arbeitsdienst oder als Flakhelfer tätig waren und deshalb große Lücken im Schulwissen aufweisen. Die Überlegung der Schulleitung ist, dass die zum Abitur zugelassenen Schüler dieses auch bestehen sollen und deshalb besser noch ein Jahr gedrillt werden, um das Ziel auch wirklich zu erreichen. Nun sind wir drei plötzlich in der Klasse ganz hinten, und hinter uns ist niemand mehr. Die Klasse wird jedoch zum großen Teil wieder aufgefüllt von Sitzbleibern der Klasse vor uns, die aus den bekannten Kriegsgründen auch entsprechende Lücken aufweisen.

Eine Lateinarbeit steht an. Unser Lateinlehrer ist „Spatz“ Dr. Heinrich Morick. Er schimpft, oft zu Recht, wie ein Spatz, hat aber im Grunde ein weiches Herz. Morick liest einen längeren lateinischen Absatz vor, den wir mitschreiben und anschließend übersetzen sollen. Der Text ist uns völlig unverständlich, eine Handlung, um was es überhaupt geht, können wir mit unseren Lateinkenntnissen nicht ersehen. Die Älteren haben ihren „Pons“ unter dem Tisch dabei, eine Übersetzungshilfe. Nun hat die lateinische Sprache im Verlauf von zweitausend Jahren oft einen erheblichen Bedeutungswandel erfahren. Manche Wörter haben nach einigen hundert Jahren einen ganz anderen, manchmal total entgegengesetzten Sinn.

Wir übersetzen, so gut oder schlecht, wie es eben geht. Tage später kommt Morick mit dem Stapel unserer zensierten Arbeitshefte unter dem Arm in die Klasse. Es muss für ihn ein Staatstrauertag gewesen sein, als er unsere Arbeiten korrigierte. Er knallt die Hefte auf sein Pult und ruft:

„Herrrrschaften, das war keine Arbeit. Das ist eine Sauerei !“

Recht hat er. Der Inhalt beschreibt eigentlich Cäsars Ermordung. Morick liest einige unserer Passagen vor: „Cäsar zog seinen Busen bis zur Erde“. (Römer pflegten sich

im Angesicht des Todes zu verhüllen, indem sie ihre Toga über ihren Körper zogen. „Toga“ bedeutete auch mal Busen).

„Cäsar warf seinen Griffel weg“. (In Wirklichkeit schleuderte Cäsar den Mördern seinen Dolch entgegen. Dolch heißt auch Griffel, und *trajicere* bedeutet sowohl schleudern als auch wegwerfen.)

„Das ist ja wahrhaftig eine Leistung“. *Ista quidem vis est* soll heißen: Das ist ja Gewalt. Aber „vis“ kann auch Leistung heißen.

Bei einer anderen Lateinarbeit sitzen wir im Musikraum mit den aufsteigenden Bänken. Links neben mir sitzt mein Freund Heini Hoppe von der Mittelschule, auch ein „Nachzügler“, rechts Ernst Kaus, ein Sitzenbleiber, der diese Klasse noch einmal wiederholen darf. „Spatz“ Morick liest einen lateinischen Text vor, den wir mitschreiben und anschließend übersetzen sollen. Ernst Kaus nimmt unter dem Pult seine Übersetzungshilfe, den „Pons“, zur Hand und schreibt die etwas holperige Übersetzung auf. Heini Hoppe übersetzt grammatikalisch richtig, textlich aber dadurch auch ziemlich stolperig. Ich linse nach links und rechts und bringe die Übersetzung in eine etwas flüssigere, gefälligere Form. Fazit: Bohne = 3, die beiden Nachbarn = 4.

„Spatz“ Moricks Ausruf bleibt unvergessen: „Herrrrschaften, das wird sich mir gemerrrrt !!!“

Um die katastrophalen Lateinkenntnisse etwas zu verbessern, vermittelt er für die gesamte Klasse für ein paar Wochen geschlossenen Nachhilfeunterricht durch den Kollegen Dr. Asche, der bei der Entnazifizierung im Netz hängen geblieben war und vorläufig in Schulen nicht mehr unterrichten darf. Der Unterricht wird im Clubraum einer Bierkneipe schräg gegenüber unserer Schule an der Ecke Beethovenstraße/Concordiastraße erteilt. Dort trifft man sich auch hin und wieder zu einem kleinen Bier in der Schulpause oder bei einer Freistunde. Wenn eine Kontrolle durch Lehrer erfolgt, lässt uns der Wirt schnell durch einen Hinterausgang verschwinden.

In den Fächern Mathematik, Physik und Chemie unterrichtet uns Dr. Karl Schierkolk. Tagein, tagaus trägt er lange Zeit eine auf Zivil umgefärbte Militäruniform. Es gibt doch bis zur Währungsreform am 21. Juni 1948 kaum etwas zu kaufen. Eine Tragödie spielt sich ab, als bei einem Chemieversuch ein Fläschchen mit Eosin umfällt und einige Spritzer dieses hochintensiven roten Farbstoffs auf seinem Anzug landen. Eine Gruppe seiner Schüler besucht ihn einmal in seiner Wohnung. Auf ihr Klingeln hin öffnet die schon betagte Mutter.

„Ist Herr Dr. Schierkolk zu Hause?“

„Ach, Sie meinen use Karl?“

Er ist nun bei uns eben auch „Use Karl“. Dr. Schierkolk ist gern ironisch. Als Heini Hoppe sich beim Fußballspiel mit seinem Harenberger Dorfverein einmal ein Bein bricht, wenige Tage in der Schule fehlt und dann längere Zeit mit seinem Gipsbein wieder zum Unterricht erscheint, wird er oft von Dr. Schierkolk gehänselt:

„Na, Hoppe, hm, Sie Fußballer“.

Wegen häufiger nächtlicher Einbrüche haben die Harenberger einen Wachdienst eingerichtet. Jeweils eine kleine Gruppe junger, kräftiger Männer patrouilliert nachts im

Wechsel durch das Dorf. Auch Heini Hoppe wird dabei eingesetzt und ist manchmal nach schlafloser Nacht im Unterricht nicht so ganz frisch. Prompt bekommt er es wieder von Schierkolk:

„Na, Hoppe, hm, Sie Nachtwächter“.

Im Matheunterricht entwickelt „Use Karl“ eine lange mathematische Gleichung mit etlichen Unbekannten; eine Hand in der Hosentasche, mit der zweiten zeichnet er den Verlauf mit Kreide auf der Schultafel auf. Das Gros der Klasse hat längst den gedanklichen Anschluss verloren und beschäftigt sich still mit anderen Dingen. Nur unser Mathe-Ass Hermann Fulda hält in der letzten Sitzreihe durch und sagt die weiteren Schritte an. Wenn Hermann dann mal einen falschen Schritt angibt, wird er von Dr. Schierkolk mit leicht höhnischen Worten verspottet.

Eine Mathearbeit war geschrieben worden. Dr. Schierkolk gibt die Hefte mit den zensierten Arbeiten zurück. Ich rechne mit einer guten „Drei“, erblicke jedoch beim Aufschlagen meines Heftes unter der Arbeit eine niederschmetternde „Fünf“. Ich brauche lange Zeit, diesen Tiefschlag und die entsprechenden Bauchschmerzen zu verwinden. Meine Mutter bleibt von diesem Tiefschlag unberührt. Ich berichte ihr nicht von der „Fünf“. Ich will sie nicht auch noch mit meinen Sorgen belasten. Dafür verschweige ich ihr auch, wenn ich eine „Zwei“ oder sogar „Eins“ bekommen habe. Irgendwann fragt sie mich dann doch mal:

„Schreibt ihr eigentlich keine Klassenarbeiten?“

Wenn ich ihr darauf eine gerade erhaltene „Zwei“ zeigen kann, habe ich wieder für lange Zeit Ruhe.

Dr. Viktor „Pickel“ Gudenberg ist in unserem ersten Leibniz-Jahr unser Deutsch- und Geschichtslehrer. Er ist uns drei Neuzugängen von der Mittelschule wohlgesonnen, erkennt er doch den Fleiß und Eifer, mit dem wir mit der Klasse mithalten wollen. Vielen in der Klasse geht das nämlich ab, einige sind stinkfaul. Nicht ohne Grund bleibt die Hälfte der Klasse sitzen und muss das vorletzte Schuljahr wiederholen.

„Pickel“ lässt einen Gedichtvergleich schreiben. Er liest zuerst die beiden Gedichttexte zum Mitschreiben vor. Danach müssen wir unsere eigenen Gedanken dazu niederlegen. Bei späterer Rückgabe der Arbeit habe ich eine „Zwei“ dafür bekommen, bei der Interpunktion der ersten Niederschrift hat Dr. Gudenberg mir einen Kommafehler angekreidet. Ich moniere das, denn es ist auch eine andere richtige Interpunktion für einen eingeschobenen Zwischensatz möglich. „Pickel“ akzeptiert das und ändert meine Zensur ab auf „Eins“. Es ist die einzige, die für diese Arbeit erteilt wird, denn die meisten Mitschüler haben die vorgelesenen Texte nur sehr lax mitgeschrieben und sich auf den anschließenden Gedichtvergleich beschränkt.

Dr. Gudenberg verlässt uns ein Jahr vor dem Abitur und zieht nach Südafrika. Wir bedauern das sehr. Er wird als Klassenlehrer ersetzt von Studienrat Feder aus Nienburg, der sich nun im wichtigen letzten Jahr vor dem Schulabschluss neu in unserer Klasse orientieren und sie führen muss. Bezeichnend ist ein von uns verfasstes Gedicht in unserer Abiturzeitung nach antiker Vorlage:

„Wenn wir gedenken der wackeren Männer,
die glücklich uns gaben ihr geistiges Gut,
dass wir beständen die schwere Stunde,

wenn Fragen uns trafen wie Pfeile im Kampf,
rufen wir freudig den Namen Feder.

Als südliche Lande riefen den nordischen Recken,
jenen aus dem Geschlecht vom Guden Berge,
der stolz geführt die Schar seiner Schüler,
nahte er uns aus dem nahen Nienburg,
zu greifen die Führung fest.

Scharf nun spaltete er Dramen und auch Gedichte,
dass weise wir würden durch Werke der Meister,
doch Schweigen der Schüler erschwerte die Schlacht.

Nur Fulda, der Find'ge, hob seinen Finger,
zu retten die Rotte vor ruchloser Schmach.

Die Erde erbebte, schon graute der Morgen,
Pennäler und Feder zur Prüfung hin eilten.

Die Nerven, sie narnten die kopflosen Knaben,
doch einen nur traf es mit tödlichem Streich;
das danken wir dem, der da kam aus Nienburg.

Für unseren Erdkundeunterricht sorgt (später Oberstudiendirektor) Wilhelm Maschmeyer. Wilhelm Maschmeyer ist von 1947 bis 1969 stellvertretender Schulleiter der Leibnizschule, von 1969 bis 1974 Direktor der Herschelschule. Wir Schüler freuen uns mit ihm, als er uns glücklich von der Geburt seiner Zwillinge berichtet. Seinen Unterricht gestaltet er recht impulsiv, kommt seinen schnellen Gedanken manchmal mit dem Sprechen nicht nach. Wir nennen ihn liebevoll den „Erfinder der Stenophonie“, der „Schnellsprechmethode“, weil er häufig Wortteile verschluckt. Die erste Gründung New Yorks heißt bei ihm „Fortamschdam“, was in Langschrift „Fort Amsterdam“ heißen soll. Hin und wieder bringt er uns dazu, Vorträge der Geographischen Gesellschaft im Audimax der Uni Hannover zu besuchen, wenn gerade ein interessantes Thema ansteht. Vorsitzender der Gesellschafter ist Professor Obst, bei dem Maschmeyer während seines Studiums Vorlesungen gehört hat. Ich bin im Jahre 2012 noch Mitglied. Lange nach der Schulzeit treffe ich ihn dort oft mit seiner Frau Margarethe bei Veranstaltungen der Gesellschaft, der ich eben später als Mitglied beitrete. Auch bleibt der Kontakt durch meinen Beruf erhalten, wenn er in unserem Reisebüro seine Urlaubsreisen bucht. Im Alter von achtundsiebzig Jahren stirbt Oberstudiendirektor i.R. Wilhelm Maschmeyer. Das Kollegium der Leibnizschule gedenkt in seiner Traueranzeige „des verehrten, lieben Kollegen in Anerkennung und Freundschaft“, dem Kollegium der Herschelschule wird er „immer als Mensch voller Wärme und tätiger Anteilnahme in Erinnerung bleiben“. Ich begleite ihn am 13. Februar 1987 auf seinem letzten Wege auf dem Ricklinger Friedhof. Seine Frau wohnte in trotz ihres hohen Alters erstaunlicher geistiger und körperlicher Frische bis 2011 noch weiterhin in der Wohnung Am Steinbruch auf dem Lindener Berg, bis sie wegen eines bei einem Sturz erlittenen Oberschenkelhalsbruches in das Pflegeheim des Godehardistifts umziehen musste.

OSTr Georg Heins unterrichtet in Englisch. Er ist einer der Initiatoren des Förderclubs für das Rudern an der Leibnizschule, von uns kurz „Föruleib“ genannt. Zu Stundenbeginn werden erst einmal mit Ernst Kaus die Angelegenheiten des Ruderclubs besprochen. Damit geht die Hälfte der Schulstunde herum. Dann liest Heins aus dem

Grammatikbuch von Lincke vor. Als englische Lektüre haben wir von Jerome Klapka Jerome „Three men in a boat“ sowie von Rudyard Kipling den Roman „Kim“.

Kurz vor dem Abitur stattet Wolfgang Müller mit einigen weiteren Mitgliedern der Rudergruppe zu vorgerückter Stunde und schon etwas angeheitert dem Ruderchef Georg Heins noch einen nächtlichen Besuch ab. Prompt fällt seine bisherige „zwei“ in Englisch auf „drei“ ab. Strafe (oder Rache ?) muss sein!

Als wir später zur Abiturfeier eine kleine Abi-Zeitschrift herausgeben, steht dort über unseren Englischlehrer:

„Über allen Bänken ist Ruh.

Selbst vom Katheder spürest du kaum einen Klang.

Im Lincke blättert Herr Heins.

Wir sind mit ihm völlig eins.

Die Stunde ist viel zu lang.

Er bleibt dann auch unserer Abi-Feier in den alten Zoogaststätten fern.

Ernst Kaus dreht auch im letzten Schuljahr eine Ehrenrunde bei uns. In Englisch hat er bei Heins eine „Zwei“. Er ist ja ein guter Ruderer. Als wir uns nach vollzogener schriftlicher Abiturprüfung zur mündlichen Abschlussprüfung einfinden, wird vor versammelter Mannschaft verkündet, dass Ernst Kaus wieder nach Hause gehen dürfe, da er die schriftliche Prüfung nicht bestanden habe. Das hätte man ihm auch vorher allein mitteilen können. Für uns ist das ein Schock vor Beginn der mündlichen Prüfung. Ernst Kaus verlässt die Schule ohne Abschluss, holt allerdings das Abitur später in Kassel nach. Er ist dann fünfunddreißig Jahre bei der „Kali und Salz GmbH“ und lange Jahre bis zu seinem altersgemäßen Ausscheiden Direktor der kaufmännischen Leitung des Werkes „Bergmannsseggen – Hugo“ bei Lehrte. 1995 stirbt er im Alter von siebenundsechzig Jahren.

Musikunterricht haben wir bei Friedrich Leuchtenberger. Wir drei von der Mittelschule sind ihm suspekt, weil es dort in den beiden Jahren nach dem Krieg keinen Musikunterricht mehr gegeben hat. Er gibt uns im ersten Zeugnis keine Zensur und will zum nächsten Zeugnis benoten, was an Leistung vorhanden ist. Er könne schließlich für uns nicht das ganze Programm noch einmal wiederholen, was ja verständlich ist. Also: Heini Hoppe lernt bei einem Lehrer in seinem Heimatdorf Harenberg das Geigenspiel. Horst Hagemann nimmt Klavierunterricht. Ich hoffe, dass beide gut lernen und mir helfen können. Einige Begriffe bekomme ich im Laufe der Zeit mit. Septime, Terz, verminderte Terz. Für das nächste Zeugnis sind wir im Musikraum mit den aufsteigenden Bankreihen. Wir drei speziellen Aspiranten sitzen in der ersten Reihe, Friedrich Leuchtenberger vorne auf dem Podium am Flügel. Er droht an, den Notentest abzubrechen und eine „Fünf“ zu geben, wenn vorgeschagt wird.

Es ist warm. Wir tragen kurze Hosen. Heini Hoppe sitzt neben mir. Leuchtenberger schlägt einen Akkord an, den ich bestimmen soll. Heini Hoppe tippt mit seinem Finger sieben Mal auf meinen bloßen Oberschenkel.

„Eine Septime, Herr Leuchtenberger“.

Richtig. Ein anderer Akkord: Dreimal auf den Oberschenkel getippt und ein Strich gezogen.

„Eine verminderte Terz, Herr Leuchtenberger“.
Richtig. Ich bekomme eine „Drei“ und bin zufrieden.

Leuchtenberger leitet den Schulchor, auch den Singkreis und den Instrumentalkreis der Volkshochschule Hannover. Ich bin bald im Schulchor. In den Chören sind Männerstimmen immer Mangelware. Deshalb versucht Leuchtenberger meinen Freund Ekkehard Pfausch für den Singkreis zu gewinnen. Mit „Ekke“ bin ich seit längerer Zeit befreundet und mit ihm zusammen in einer Wandervogelgruppe in Kirchrode. Ein großer Teil unseres dortigen Liedgutes entspricht dem des Singkreises. Ekke sagt zu, im Singkreis mitzuwirken, aber unter der Bedingung, dass auch ich dort mitmachen darf. Das passt Leuchtenberger eigentlich gar nicht:
„Ja, der muss auch charakterlich in den Kreis passen“.

Ich bin ihm immer noch suspekt wegen der Mittelschule, darf dann aber doch. Später bin ich schließlich dienstältestes Mitglied des Singkreises, habe freundschaftlichen Kontakt mit „Friedel“ bis zu seinem Tod 2002 im gesegneten Alter von 95 Jahren und weiterhin mit seiner lieben Frau Martha, auch mit seinen drei Söhnen. Deren Großwerden haben wir ja bei den gemeinsamen Ausflügen des Singkreises miterlebt.

Es wird ernst. Die Termine der schriftlichen Abiturarbeiten stehen fest. Einige Tage vorher spricht „Spatz“ Morick plötzlich mit uns zusammenhanglos über einige lateinische Ausdrücke. Unsere Antennen sind weit ausgefahren. Das kann doch bloß mit der Abi-Arbeit zusammenhängen! Als wir uns Notizen machen wollen, herrscht Morick uns an: „Alles vom Tisch!“ Na schön, schreiben wir also auf den Knien weiter. Danach werden fieberhaft alle erreichbaren Lateinbücher durchgeforstet. Plötzlich ertönt die Buschtrommel: Jemand hat einen Absatz im Sallust gefunden, in dem mehrere der besprochenen Ausdrücke vorkommen. Bald haben wir sowohl den lateinischen Text als auch die deutsche Übersetzung davon auswendig gelernt.

Am Tag, an dem die Lateinarbeit geschrieben werden soll, hat man uns im Chemieraum mit seinen aufsteigenden Bankreihen schön weit auseinander gesetzt, damit nicht abgeschrieben werden kann. Vor versammelter Front öffnet unser Lateinlehrer im Beisein vom Direktor Brenneke einen bis dahin verschlossenen Umschlag mit dem Aufgabentext. Morick strahlt. Dann liest er den lateinischen Text zum Mitschreiben und späteren Übersetzen vor. Schon nach den ersten drei, vier Worten ist klar: Unser Text! Wir sind schneller mit dem Aufschreiben fertig als „Spatz“ Morick mit seinem Vorlesen. Nun gilt es, willkürlich ein paar Fehler hineinzubringen, damit es nicht auffällt, dass uns der Text schon geläufig ist. Eine jetzige „Eins“ wäre schlecht vereinbar mit dem bisherigen Stand einer „Vier“ und würde unweigerlich eine zusätzliche mündliche Prüfung nach sich ziehen. Zwei Reihen vor mir hat Gerd Huelke anscheinend Schwierigkeiten mit seinem Text. Morick sieht das und fragt ihn, womit er denn nicht weiter komme. Gerd nennt einen Ausdruck, Morick bringt Gerd auf sprachlichen Umwegen auf die richtige Spur. Gerd bedankt sich bei Morick und schreibt weiter. Als Morick, der die Aufsicht führt, weiter weg ist, frage ich Gerd leise:

„Weißt du das wirklich nicht?“

„Aber klar doch!“ flüstert Gerd.

Diese Hürde wäre also genommen. Die angesetzte Mathearbeit ist eine Aufgabe der sphärischen Trigonometrie, von denen ich in den letzten Monaten nicht eine richtig bis

zum korrekten Schluss bringen konnte. Bei dieser geht es mir flott von der Hand. Eine nochmalige Überprüfung ergibt: Richtig gelöst! Ich lasse das große Aktenblatt mit der Lösung wie zufällig seitlich über das Pult in den Innengang hängen, von wo Hans Diedrich auf der anderen Seite des Ganges alles ablesen kann. Auf einem der während der Prüfung gemachten Erinnerungsfotos sitzen wir anscheinend so weit voneinander, dass eigentlich ein Abschreiben nicht möglich ist.

Als die mündliche Abiturprüfung ansteht, werde ich von Leuchtenberger aus dem Warteraum zur Prüfung abgeholt. Ich sage ihm, dass ich mit meiner „Drei“ in Musik voll zufrieden bin und wir uns nur blamieren könnten, wenn es zur mündlichen Prüfung kommt. Ich habe viel Freude am Singen, aber mit dem Notenwesen nicht viel am Hut. Er hat mich jedoch zur Prüfung auf eine „Zwei“ vorgeschlagen. Etliche seien von Haus aus gegen ihren Willen zum Klavierspielen gezwungen, obwohl sie sich überhaupt nicht für Musik interessierten, während es mir doch Spaß mache und er das in der Benotung werten möchte. Alsdann: „Auf Ihre Verantwortung!“

Im Prüfungsraum sitze ich an einem Schulpult am Fenster und bekomme meine Aufgabe von Leuchtenberger überreicht, einen fünfstimmigen Satz. Leuchtenberger raunt mir ein paar Stichworte zu, die ich dann anschließend von vorn nach hinten, von hinten nach vorn, gegeneinander gummiartig verschoben von mir gebe. Er merkt, dass da nicht viel zu holen ist, schwenkt um, wie das Stück denn zu der damaligen Zeit instrumental zu besetzen gewesen wäre? Nun, erste Violine, zweite Violine, na schön, noch eine dritte und vierte, und dazu noch einen Bass. Was für ein Bassinstrument damals? Ich überlege. Die Prüfungskommission, darunter der Stadtschulrat Professor Oppermann, sitzt mir in einer langen Reihe gegenüber und wartet gespannt. Hinter dieser Reihe sitzt allein an der Rückwand mein Lateinlehrer „Spatz“ Morick, formt mit seinem Mund das Wort „Gambe“ und streicht mit seinem Arm wie auf einer Gambe auf und ab. Wie selbstverständlich sage ich „Gambe“. Das Kollegium ist einverstanden und Morick lehnt sich zufrieden aufatmend zurück.

Nun soll ich noch den Cantus Firmus dieses Satzes vorsingen. Ich kenne die Bassstimme vom Singkreis her auswendig, bitte also wegen meiner Stimmlage darum, den Bass zu singen, was gern bewilligt wird. In diesem Augenblick erklingt die Schulglocke. Es ist genau mein Ton. Ich singe mit voller Brust den Satz herunter, bis mich Leuchtenberger kurz vor dem Schluss abbrechen lässt: „Das genügt wohl“. Es wäre eine Stelle gekommen, die etwas knifflig ist und im Singkreis manchmal nicht ganz geklappt hat. Ich hätte allerdings keine Probleme damit gehabt.

Dann bekomme ich noch Physikaufgaben. Von anfänglich schlechter Zensur hatte ich mich im Lauf der beiden Jahre in diesem Fach erheblich verbessert, und nun will man mich wohl auf eine „Zwei“ bringen. Dazu muss ich sagen, dass es ja immer noch keine neuen Lehrbücher gibt. Wir schreiben im Unterricht fleißig auf Zetteln mit. Irgendwann habe ich mal etwa fünf Themen zuhause sauber in einem Heft aufgeschrieben und durchgearbeitet. Ausgerechnet eines davon erhalte ich zur mündlichen Prüfung: Die Berechnung der Lichtgeschwindigkeit mit Hilfe der Jupitermonde. Dazu noch die Möglichkeiten der Temperaturmessungen. Für mich Traumthemen. Kein Problem.

Ich sitze an meinem Vorbereitungspult und beobachte die verzweifelten Versuche eines gerade geprüften Mitschülers, seinem Thema gerecht zu werden. Unser Direktor Bren-

neke sitzt in der langen Reihe der-Prüfungskommission und winkt mir zu, mit meinen Vorbereitungen weiterzumachen. Ich signalisiere ihm, dass ich damit fertig bin. Draußen, auf dem Schulhof, ist gerade eine Teemaschine aktiv mit viel Krach und Geruch, der durch das offene Oberlicht des Klassenfensters hereindringt. Der Boden der Turnhalle soll eine neue Decke bekommen. Unser Direktor lächelt mir zu und macht mit der Hand an seinen Ohren auf den Krach draußen aufmerksam. Ich zeige auch nach draußen und wedele mit der Hand an der Nase wegen des eindringenden Geruches. Das Kollegium sieht meine komischen Bewegungen und kann sich keinen Reim darauf machen. Das ist ja ein lustiger Prüfling.

Meine Physikaufgaben rasselte ich schnell herunter mit entsprechender Darstellung auf der Schultafel. Ich bin überzeugt: Im Abschlusszeugnis werde ich meine „Drei“ in Musik behalten und dafür in Physik nun eine verdiente „Zwei“ erhalten.

Wie ich höre, sollte ich eigentlich noch in Religion zu einer „Eins“ geprüft werden, was dann jedoch aus Zeitgründen nicht mehr stattfindet. Ich war ohnehin schon nach einem nervenaufreibenden halben Wartetag als Letzter in die mündliche Prüfung gerufen worden.

Ich komme erleichtert nach Hause. Mein Freund Heini Hoppe aus Harenberg kommt auch erst einmal mit zu uns. Mutter hat einen Kuchen gebacken und macht uns einen Kaffee dazu. Sie hat nie bezweifelt, dass wir das Abi bestehen würden, was uns selbst gar nicht so selbstverständlich war und entsprechend bedrückt hat.

Der große Tag ist da. Die Abiturfeierstunde findet im Gertrud-Marien-Heim auf dem Lindener Berg neben der Mittelschule statt. Die einzelnen Aspiranten werden nach vorn auf die Bühne gerufen zum Erhalt ihres Abitur-Zeugnisses. Ich nehme mein Zeugnis entgegen und komme zurück auf meinen Platz. Nun habe ich doch in Musik eine „Zwei“ und bleibe dagegen in Physik bei meiner bisherigen „Drei“. Mir entfährt spontan „Da hat mir der Kerl doch tatsächlich in Musik eine Zwei gegeben“, worauf sich jemand in der Reihe vor mir zu mir umdreht und mich groß ansieht. Mein Musiklehrer Friedrich Leuchtenberger. Insgesamt weist das „Zeugnis der Reife“ achtmal ein „gut“ (2) auf und fünfmal ein „genügend“ (3). Dafür, dass der direkte Klassenübergang von der Mittelschule zum Gymnasium ohne Zeitverlust erfolgte und eine Menge Lernstoff nachgeholt werden musste, habe ich mich wohl doch ganz gut geschlagen und bin entsprechend zufrieden.

Die Abiturfeier findet in der alten Zoogaststätte statt. Heini Hoppe hat etliche Flaschen selbstgemachten Obstweins in einer großen Aktentasche mitgebracht. Wir haben doch kein Geld. Offiziell wird für unseren Tisch eine Flasche Wein bestellt, der von der billigsten Sorte. Eigenartig, wir werden immer lustiger. Auch die Lehrer halten sich gern bei uns auf und werden bald recht fröhlich. Später stehen zwei Ober neben unserem Tisch und passen auf. So wird der Rest der Flaschen auf dem späten, schon frühen Nachhauseweg zwischen Zoo und Emmichplatz in der Eilenriede geleert. An jeder Parkbank wird eine kurze Rast eingelegt und eine weitere Flasche geköpft. Als wir endlich nach Hause kommen, sind die Amseln im frühen Morgenlicht schon fröhlich am Tirilieren.

Horst Bohne